

Naturwissenschaftliche Bücherschau.

Seit wir das letztmal eine Umschau über die Neuererscheinungen auf dem naturwissenschaftlichen Büchermarkt hielten, sind viele Monate verfloßen. Durch den Ausbruch des Krieges hatte das allgemeine Denken plötzlich eine so andere Wendung genommen, daß dahinter alle anderen Interessen zurücktraten. Wer dachte noch an Literatur, Kunst, Wissenschaft? Das sprach sich auch sofort auf dem Büchermarkt aus, und wie im gesamten Wirtschaftsleben bedeutet der 2. August 1914 auch für die Hochflut der literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen zunächst einen Stillstand, dann einen Wendepunkt. Erst war es die Kriegslage, die die Schaufenster und Läden der Sortimenter füllte; dann folgte eine wahre Sintflut von mehr, meistens leider weniger wertvollen Kriegsschriften, die, vom Tage geboren, mit dem Tage auch wieder vergehen. Doch auf die Dauer läßt sich eine derartige Einschränkung des geistigen Lebens nicht ertragen, und so regt sich — obwohl das Ende des Krieges noch nicht abzusehen ist — doch überall erneut das Interesse an all den Fragen, die vorher unseren Geist beschäftigten. Auf die Aktion folgt die Reaktion, diesmal aber eine gesunde und wertvolle Reaktion; denn nichts hilft uns ja besser über die Schwere der Zeit hinweg als die Beschäftigung mit guten Büchern, seien sie literarischen oder wissenschaftlichen Inhalts.

Wir müssen in unserer Uebersicht etwas zurückgreifen, da gerade in den Monaten vor Ausbruch des Krieges eine Reihe wichtiger Werke erschienen sind, die wir noch nicht gewürdigt haben. An erster Stelle ist hier die Neuauflage von Rehm's Tierleben, von dem gegenwärtig bereits 9 Bände vorliegen, zu nennen. Die Abtheilung „Vögel“, die nach den hinterlassenen Vorarbeiten des leider zu früh verstorbenen William Marshall — seine „Spaziergänge eines Naturforschers“ haben ihn ja den weitesten Kreisen zu einem lieben Freunde gemacht — von H. Hempelmann und dem Herausgeber gemeinsam bearbeitet ist, liegt in 4 Bänden vollständig vor. Als eine sehr wertvolle Bereicherung muß bei der neuen Auflage die Hinzufügung eines allgemeinen einleitenden Teiles bezeichnet werden: „Blick auf den Bau und das Leben der Gesamtheit“, in dem — unterstützt durch ein ausgezeichnetes Abbildungsmaterial — die allgemeinen biologischen Verhältnisse, die Entwicklungsgeschichte, die Stammesgeschichte, die Anatomie und die Psychologie der betreffenden Gruppen geschildert werden. Ueberhaupt verdient die illustrative Ausstattung dieser Bände, die mit einer Reihe neuer Farbentafeln, hauptsächlich von W. Kubner's Mäntelband, sowie mit zahlreichen photographischen Naturaufnahmen geschmückt sind, höchste Anerkennung. Die textliche Bearbeitung kann leider nicht in gleicher Weise als gelungen bezeichnet werden. Vor allen Dingen haben sich zahlreiche Ungenauigkeiten und Widersprüche, namentlich in bezug auf Zahlenangaben bei dem Brutgeschäft, usw. eingeschlichen. Sehr zu begrüßen ist dagegen das gerade in diesen Bänden hervorzu tretende Bestreben, die in dem alten Rehm in so großer Fülle vorhandenen unwissenschaftlichen „Tiergeschichten“ auszumergen und an ihre Stelle die durch die spätere tierpsychologische Forschung erhärteten, exakten Beobachtungen über das Leben und Treiben und die geistigen Fähigkeiten der Vogelwelt zu setzen. Bei aller Kritik im einzelnen muß man überhaupt die große Arbeit in der Bewältigung und Verwertung der in dem fast zwanzigjährigen Zeitalterschnitt, der zwischen der letzten und dieser Auflage liegt, erschienenen wissenschaftlichen Literatur anerkennen und bewundern.

Eine außerordentlich sachkundige und sorgfältige Bearbeitung hat uns Franz Werner in Wien in den beiden die „Mücke und die Kriechtiere“ umfassenden Bänden besorgt, von denen der erste die Mücke und von den Kriechtieren die Brüderschnecken, Schildkröten und Panzerkrabben, der zweite die Schuppenkriechtiere, mit anderen Worten: Eidechsen, Würmzünger und Schlangen umfaßt. Auch in diesen Bänden fallen einem die wunderbaren Naturaufnahmen und die zum größten Teil gut gelungenen Schwarz- und Farbentafeln auf. Von weiteren Abtheilungen ist endlich noch der von Viktor Franz und Otto Steche bearbeitete Band „Fische“ erschienen, und in der Bearbeitung von Ludwig Hed und Max Hilzheimer die beiden ersten Bände der Abtheilung „Säugetiere“. Man konnte für die Säugetiere schwerlich einen geeigneteren Bearbeiter finden als Ludwig Hed, den Direktor des Berliner Zoo, dessen zwanzig-

jährige Tätigkeit als Tiergärtner ihm eine auf direkter Beobachtung ruhende Erfahrung, speziell auf dem Gebiete der Säugetierkunde, beschafft hat, wie sie sonst wohl kaum jemand besitzt. Daneben verfügt Hed über eine glänzende Darstellungsgabe, so daß die Lektüre gerade dieser Bände für jeden Naturfreund eine Quelle reinen Genußes bildet.

Der Preis der einzelnen Bände beträgt in elegantem und geschmackvollem Halbfranzband 12 M., was in Hinblick auf die reiche illustrative Ausstattung nicht zu hoch gegriffen scheint.

So ist zu hoffen, daß der „Rehm“ auch in seiner neuen Bearbeitung das alte liebeswerte Volksbuch bleibt, das er seit einem halben Jahrhundert war.

Eine zweite literarische bedeutsame Erscheinung, die inzwischen fertig vorliegt, ist das groß angelegte Werk von den Professoren Richard Hesse und Franz Dofflein: „Tierbau und Tierleben“ (2 Bände geb. a 20 M., Verlag von V. G. Teubner, Leipzig). Bereits bei Besprechung des ersten, von Richard Hesse bearbeiteten Bandes im Jahre 1910 sind wir ausführlich auf den gesamten Plan zu sprechen gekommen; heute möchten wir nur soviel im allgemeinen sagen, daß dieses Werk zweifellos das beste Hilfsmittel ist, um sich als Laie wirklich gebiegene biologische Kenntnisse zu erwerben. Die darstellerischen Fehler, die wir neben den großen Vorzügen beim ersten Bande zu rügen gezwungen waren, daß sich nämlich der Verfasser nicht immer ganz klar über sein Lesepublikum war, und daß demzufolge im besten Sinne populäre Kapitel mit Abschnitten abwechseln, die nur für den Fachmann von Interesse und verständlich sind — dieser Fehler ist in dem jetzt vorliegenden 2. Bande „Das Tier als Glied des Naturganzen“ von Dofflein auf das glücklichste vermieden worden. Schon in seinen prächtigen „Ostasienfahrten“ hat sich Dofflein als ausgezeichnete Schilderer bekannt gemacht und die Vorzüge seiner Darstellungsgabe treten in diesem Werke noch mehr hervor. Gerechterweise muß man freilich auch anerkennen, daß der Stoff dieses 2. Bandes in sich weit anregender und leichter dem Verständnis nahebringender ist, als die von Hesse im 1. Bande behandelten, im wesentlichen anatomischen und physiologischen Tatsachen.

In dem ersten Kapitel werden die Lebensgemeinschaften — oder wie der von Möbius geprägte wissenschaftliche Ausdruck lautet: die „Ökocönen“ — behandelt. Man versteht darunter die Gesamtheit aller Organismen, welche an dem Ort, an welchem sie vorkommen, alle Bedingungen für ihre Entstehung und Erhaltung finden. Das 2. Kapitel umfaßt die Ernährungsbiologie. Hier finden wir die interessanten Erscheinungen der Symbiose, der Synecdie, des Parasitismus usw. In dem 3. Kapitel: „Organismen als Feinde der Tiere“ werden die zahlreichen Schutzanpassungen, die einerseits den Tieren die Erlangung ihrer Beute ermöglicht, andererseits die Beutetiere schützen, besprochen. Dann folgen Kapitel über das Geschlechtsleben der Tiere, Tierwanderungen, Verjüngung der Nachkommenschaft, Gesellschaftsbildung im Tierreich und Staatenbildung der Insekten.

Der 2. Hauptteil des Bandes beschäftigt sich mit den unbelebten Elementen und ihren Einflüssen auf das Leben der Tiere eines bestimmten Lebensraumes. Den Schluß und vielleicht den interessantesten Teil des Bandes bildet endlich der Versuch, die zahlreichen Zweckmäßigkeiten im Bau und Leben der Tiere in ihrer Entstehung zu erklären. — Mit besonderer Liebe und großem Verständnis ist die Auswahl der Abbildungen, die zum größten Teil für das Werk neu gezeichnet wurden. Einen hervorragenden Schmuck bilden dabei die prächtigen Schwarz- und Farbentafeln, unter denen die Zeichnungen von Kitzling, Niljefors und Reutenborn hervorstechen.

Mit Freude werden die zahlreichen Imker und Bienenzüchter ein im Verlage von Friedrich Vieweg u. Sohn erschienenenes Werk des bekannten Bienenforschers B. Klee: „Leben und Wesen der Biene“ begrüßen (Preis in Leinenband geb. 8 M.), das eine in darstellerischer und wissenschaftlicher Hinsicht ganz ausgezeichnete Arbeit ist. Die ersten fünf Kapitel geben eine auf sorgfältigem Literaturstudium beruhende Darstellung der Lebensweise der Biene, ihrer geographischen Verbreitung sowie der stammesgeschichtlichen Entstehung des Bienenstaates, während der Hauptteil des Werkes der eigentlichen Biologie gewidmet ist. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die Sinne der Biene und ihre Instinkte, die zum großen Teil auf eigenen Beobachtungen

beruhen. Auch die illustrative Ausstattung ist gut und zweckentsprechend.

Im Schluß möchte ich noch auf die zahlreichen Buchveröffentlichungen der „Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft“ hinweisen, sowie auf die naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen der bekannten Teubnerschen Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“, die man im allgemeinen als gute Einführung in spezielle Gebiete bezeichnen kann. Besonders erwähnt sei bei dieser letzten Sammlung die in zwei Bänden erschienene „Allgemeine Vögelkunde“ von Dr. A. Heilborn, in der er mit viel Geschick versucht, den Entwicklungsgedanken auch im Werden der menschlichen Kultur herauszuarbeiten. Die kleinen gut ausgestatteten Bücher geben einen ausgezeichneten Ueberblick und können als Einführung in das Studium umfassenderer Werke, wie z. B. der Knapf'schen Vögelkunde, warm empfohlen werden. Erwähnt sei noch, daß die Teubnersche Sammlung seit Erscheinen des vierhundertsten Bandes in einer neuen von Professor Niemann gezeichneten sehr geschmackvollen Gewandung auftritt. Th.

Das ist der Krieg.

Unser lieber Parteiblatt bringt folgenden Feldpostbrief:

ROHON, 7. März 1915.

Liebe Genossen!

Auch nach dem Kriege wird Rohon, gleich mancher anderen erimerungsreichen Stätte, wohl das Reiseziel vieler Deutschen werden. Von den Massengräbern in fremder Erde führen starke Pfade nach der Heimat, von hier, wo sich das sechste Hundert der Gefallenen rundet, namentlich nach unjeter Provinz. Wie viele Werte für die Allgemeinheit, wie viele Hoffnungen, Ideale sind hier frühzeitig zu Grabe getragen worden!

Langsam, begleitet von den getragenen Klängen der Kapelle, naht sich der uns schon wohlbelannte Zug aus der Stabl. Schicht tragen härtige Landwehrlente ihre Kameraden zur letzten Ruhe in die offene Gruft. Die Musik spielt die alte Weise, mit der sie schon so manchen zur letzten Ruhe geleitet: „Jesus, meine Zuversicht“. Die Begleitmannschaften präsentieren, die Offiziere legen salutierend die Hand an den Helm, Vertreter beider Landeskirchen setzen vereint am Grab. Solch einschneidende Ereignisse bringt eben nur der große Umgestalter Krieg zuwege. Während sich ringsum der Frühling regt, neues Leben erweckend, während grollend der Kanonendonner herüberhallt, fallen, dumpf auffschlagend, Schollen auf die Särge, auf Blüten, die der Krieg rauh gebrochen. Im Schoße der Natur ein Erwachen und Werden, hier Vernichtung, Verwesung.

Noch ist die Trauerweife kaum verhallt, da eröfnen aus der Stadt die padenden Klänge eines Marsches. Frisch und fröhlich geht es hinein in den Kampf. Wie oft lehren die Ausziehenden schon nach Tagen, ja Stunden, bleich und stumm des Weges wieder zurück. Das ist der Krieg!

„Bedeck mit ehrenvollen Wunden hat hier ein Held sein Grab gefunden“, so lautet die Widmung auf dem Kreuz eines jugendfrischen Pionieroffiziers, und sie hat wohl Geltung für alle. Weiß sind es Kameraden, Freunde, Landleute, die dem Verstorbenen den letzten Liebesdienst erweisen, sein Grab schmücken. Ein und wieder liegt man aber auch Widmungen von näheren Angehörigen, die der Krieg zufällig in die Nähe geführt hat. „So fanden Deine beiden Brüder Dich wieder“, steht auf einem Kreuz schlicht und ergreifend. „Gewidmet von Deinem Schwager, Vizelfeldwebel E.“, auf einem anderen. Wiedersehen im Felde, wie sie der Krieg mit sich bringt.

Gerade in ihrer Schlichtheit wirken die Massengräber. Umgeben von dunklem, immergrünem Buchweiz, ragen die Kreuze in der Dämmerung des Frühlingsabends. Aus dem staubblauen Abendnebel treten maffig und wirkungsvoll die bewaldeten Höhenketten hervor, während auf dem davor ausgebreiteten Talgrund gespenstige bleiche Nebel emporwallen. Die sinkende Sonne, schon verschwunden, zaubert mit letzter Kraft eine saite Farbenpracht als abschließenden Hintergrund. . . . Dämmerung, Ruhe liegt ausgebreitet über dem Ganzen, sie leiten hinein zu schmerzfühlendem Vergessen. Wir wissen, nun leuchtet die Sonne nochmals wieder. Die Zeit der Ruhe ist noch nicht gekommen. „Und sehet Ihr nicht das Leben ein, wie wird Euch das Leben gewonnen sein!“

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Aber eines Tages entblöhte Mutter Erde drüben auf den Hügel ihren Busen ein ganz klein wenig. Und das Erdreich sprang hier und da über das Land hervor, die Flecke dehnten sich aus und liefen auf den Höhen zusammen, eroberten die Böschungen und drangen abwärts vor. Das kalte, weiße Leinentuch wurde stockfleckig, verwitterte und verfiel; und wo es gelegen hatte, sah man einen schwachen grünlichen Schein, während die nackten Bäume schwarze Perlenreihen gegen die blaue Luft zur Schau trugen. Der Engel des Frühlings hatte den Stein vom Grabe gewälzt und hineingerufen, und das Leben, das ewige, regte und rüstete sich — zum großen Auferstehungstage des Fleisches.

Was jetzt noch vom Schnee übrig war, das war schmutzig, mit Erde und Dreck vermischt, als wollte es der Sonne einen Roffen spielen, indem es die Farbe der Erde annahm. Es kämpfte, solange es ging, hielt sich nördlich von allem, kroch unter Büsche, Gänge und Waldränder hinein, verstopfte sich unter Brücken und Steinfärgen.

Auf dem Wege draußen hielt der Schnee sich am längsten. Er lag aufgeschichtet zu beiden Seiten, und in der Mitte der Fahrbahn lief ein hartnäckiger Strom zur Stadt hin, schnitt den Schnee los und machte unterwegs drei daraus, schuf den drei zu Wasser um und riß es mit sich fort. Die Fußgänger mußten den Weg übers Feld nehmen, und strahlenförmig spritzte der Schmutz um die Fuhrwerke auf, so daß sie an kleine Raddampfer erinnerten.

Mutter Erde hielt Frühlingswässer. Sie verschwendete das Wasser in übermütiger Freude, es war keine trodrene Stelle an ihr. Es rann von allen Höhen hinab, sprang aus dem aufgetauten Grunde, folgte Gräben und Niederungen, wurde aufgehalten und stiftete auf den Wegen Ueberschwemmungen an, kam unten aus den Drainröhren unter den Saatfeldern und bildete kleine Seen, sprengte plötzlich alle Hindernisse oder fand neue Schleichwege, leckte die Wiesen rein, füllte die Ackerfurchen mit feinem Schlamm, tropfte, rieselte und rann, — bis es den Fjord erreichte.

Und die Erde, die millionmal geboren hatte, entstieg dem Bade, funkelnd und unbefleckt; sie streckte sich unter dem lichten Himmel, Lebenstrom, unberührt und empfänglich wie nie.

Und die Sonne beschien sie, tagaus, tagein; niemals hatte Karl so wunderbaren Sonnenschein gekannt. Sie glitt am Himmel hin wie ein gewaltiges, glühendes Herz, dessen Pulsschlag die ganze Welt erfüllte und im feinsten Roggenkeim klopfte. Jeder Tag brachte ein Stelldichein zwischen der ausgestreckten, gierigen Erde und dem gewaltigen,

glühenden Bewerber, jedes Strahlenbündel war eine Liebeslung, jede Wärmewelle eine neue Befruchtung. Und die Erde, die unerfättlich, wuchs bei jeder Begegnung an Leppigkeit, Farbe und Verlangen, und die Sonne, die unermüdliche, spannte ihren Tag weiter und weiter, konnte sich am Abend nicht losreißen, sondern hing in der Luft als flammende Freude, kündigte ihre Ankunft am Morgen an mit goldenquellendem Saud.

Und das Leben brach hervor aus der Rinde der Erde in Tausenden von Gruppen, in Myriaden von Wesen, und ein jedes hatte seine Gestalt, seine Farbe, seine kleine Eigentümlichkeit.

In diesen Tagen bekam Bauder die Erlaubnis aufzustehen. Am ersten Tage mußte er sofort wieder ins Bett; ihm wurde schwindlig, und die Füße weigerten sich, ihn zu tragen; doch am nächsten Tage war er über eine halbe Stunde auf, stützte sich auf die Wand und die Möbel und übte sich im Gehen, ein wenig niedergeschlagen darüber, daß die Erde ihn nicht recht anerkennen wollte.

Aber von Tag zu Tag ging es ihm besser, das Schwindelgefühl verließ ihn völlig, und es bereitete ihm kein Unbehagen mehr, sich aufrecht zu bewegen. Der Vater half ihm die Treppe hinuntergehen, und er sah wieder unten in der Stube und verfolgte die Arbeit der beiden Frauen, ganz wie in alter Zeit — vor überaus langer Zeit, schien ihm.

Mit jedem Tage fühlte er, wie er dem Dasein einberleibt wurde. Der Gegenlag zwischen dem starken Licht des Fensters und dem Dunkel des Zimmers umnebelte ihn nicht mehr, die Ensigkeit und der Värm, der flammte Stärkergeruch, ja selbst der Dampf des Plättteisens belästigte ihn nicht, — er mußte nachdenken, um zu wissen, daß das alles vorhanden war. Es gab nichts mehr, das ihn auszuschließen versuchte, indem es sich ihm widersetzte; der Gejagte, Friedlose — der Auswurf — fühlte, wie er, Punkt für Punkt, in den großen Lebensbund aufgenommen wurde.

Oft saß er still und schweigend da und betrachtete Eise bei der Arbeit, folgte jeder ihrer Bewegungen mit den Augen. Ihre drallen Arme, das Kinn, ihre ganze junge Gestalt entzündeten die Wollust in ihm; aber sein Verlangen blieb nicht haften, glitt vorbei, nach außen, fort. Sie oder eine andere, — das war keine Lebensfrage! Keine Frau sollte sein Schicksal werden, mochte sie noch so frisch und blühend sein, so weich und rot, — da doch eine ganze Welt von Leben ihn erwartete. Er hatte alles zugute und mußte an allem teilhaben. Er konnte sein Wohl und Wehe nicht von Bruchteilen abhängen lassen. Er begriff überhaupt nicht, daß es unglückliche Liebe geben könne, da doch beide Geschlechter so zahlreich vertreten waren.

Eise hatte sich, ihm gegenüber, seitdem er nicht mehr bettlägerig war, ein klein wenig Koketterie zugelegt — ganz unbewußt, schien ihm. Er lächelte nachsichtig, ermunterte sie

aber nicht. Vielleicht wendete ihr Sinn sich ihm wieder zu, jetzt, wo er gesund wurde; vielleicht äuferte sich darin auch nur ihre Unsicherheit; ihre Stellung war ja schwierig nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war! Aber er würde nichts davon haben, wenn er sie zurückeroberte — im Grunde mit der alten Vertraulichkeit. Von nun an war das Leben neu — neu!

In der Mittagsstunde ging er langsam vorm Hause auf und ab, ließ sich von der Sonne beschienen und atmete die säuerliche, kräftige Luft ein, beobachtete die Blumen, die längs der Mauer hervorschauten, und fühlte sich als neuen Menschen, der von dem reichen Frühling gezeugt und dem Schoße der Erde entsprongen war wie all das übrige. Noch nie auch war er so unbesorgt über die Erde gegangen wie jetzt, noch nie hatte er Blic, Sinn und Gedanken so in sie versenkt wie jetzt!

Er war zwar von allem, was in der Stadt vorging, unterrichtet, aber ohne daß es ihn im allgemeinen stark beschäftigt hätte.

Es tauchten wie gewöhnlich Gerüchte auf, machten andern Blah oder tauchten von neuem auf. Immer war irgendeine Familie auf dem Tapet. Bald war da ein Mann, der einen neuen Ueberzieher bekommen hatte; die Stadt fragte erkant nach dem Wie, und das Gerücht begann seinen Tanz: von einem reichen Bruder, der im Lande Australien gestorben sei und soundso viel hinterlassen habe, — von einem größeren Lotteriegewinn. Oder ein junges Mädchen reiste zu Verwandten, und die Stadt fragte verwundert, warum. So durchbehellte man ihre ganze Vergangenheit, fand hier und da Flecken und erinnerte sich, wie sonderbar ihre Familie in der letzten Zeit gewesen sei; während die eine von ihren Freundinnen sie hatte weinen sehen und die andere wußte, daß sie sich nicht mehr schmürte.

Die öffentliche Meinung kante immer an diesem oder jenem. War kein Nährstoff in jemandem, so wurde er mit einer verächtlichen Grimasse ausgespien; war da aber bloß das geringste, woran man sich halten konnte, so zerkaute der Klatsch diesen Menschen so fein wie Schmutzstafab.

Im Lauf der letzten zwei Monate hatte der Abstinenzlerwirt Sörensen immer wieder erhalten müssen; es hieß, er trinke heimlich. Auch in alten Zeiten war diese Beschuldigung gegen ihn erhoben worden — vor allem, weil seine Nase so rot war —, sie war aber immer wieder als grundlos fallen gelassen worden. Jetzt dagegen wagte dieser und jener, den Teufel zum Zeugen dafür anzurufen, daß Sörensen auf weite Entfernung hin aus dem Halse nach Alkohol getrocken habe — und häufiger und mehr, als selbst der kränkste Magen rechtfertigen konnte. Er war verdächtig und in dieser Eigenschaft interessant, aber der entscheidende Beweis fehlte. Darum wurde er auch nicht ausgespien, sondern behutsam beiseite gelegt, wie Kautabak, der zum Wegwerfen zu gut ist,



So lehrte man hier den Krieg von seiner kühnsten Seite kennen. Nichts vom Erhebenden, Bescheidenden Draufgehen. Des Dichters einzig gleichgültige Uhr läßt wie ein Alp auf einem.

Hungernde, bettelnde Kinder sind tägliche Erscheinungen. Mit Säcken, Töpfen usw. kommen sie in die Quartiere und bitten um Essen oder Brot. Es scheint ihnen alles zu munden. Das Kräftige Glend des Krieges tritt einem hier vor Augen.

Die Lebensmittelpreise halten sich, wenigstens für Soldaten, noch in annehmbaren Grenzen. Wir geben für ein Pfund Butter 1,65 M., ein Pfund Schweizerkäse 1,50 M., ein Pfund Tilfiter 1,20 Mark, während die Flasche Bier, etwa 1/2 Liter, 50 Pf. und das Glas (Teu) 15 Pf. kostet. Das sind Preise, die unsere Genossen damals noch bezahlen mußten. Bei der Brotversorgung wird die Einwirkung des wirtschaftlichen Kampfes schon deutlicher wahrnehmbar. Nicht nur, daß unsere Brotrationen vergrößert worden sind, wofür allerdings Brotgeld ausgezahlt wird, sondern auch die Mischbäcker sind nicht mehr in der Lage, Mehl zu beschaffen. Die Versorgung ist nunmehr von der Militärbehörde selber in die Hand genommen worden. Bis vor wenig Wochen aßen die Franzosen nur Weichtrot und verschmähten unser Brot. Nun wird auch ihnen Kammibrot geliefert, und sie müssen sich damit abfinden; sie sind sogar dankbar, wenn sie ein Stückchen extra bekommen. Das von den Soldaten gebakene Brot ist nämlich gewöhnlich besser als das andere, da die französischen Bäcker sich an den neuen Brotprozeß nur schwer gewöhnen können. Es werden übrigens Brotfabriken vorangegeben, die den in Berlin zur Verteilung gelangenden ähnlich sind. Sie berechnen den Aufwand zur täglichen Entnahme von 110 Gramm Brot pro Kopf der Familie. Das ist ja nicht gerade viel, doch mögen sie sich bei ihrem Verbündeten jenseits des Kanals bedanken.

Da der Brotkonsum derartig eingeschränkt worden ist, sind zunächst die soherbaren Cefen zur Schonung außer Betrieb gestellt worden. Da sich ferner die Heißbäckereien zum Teil feststehende Cefen haben lassen, ruht der Betrieb, so auch bei uns, zum Teil vollständig. Die Mannschaft wird natürlich trotzdem beschäftigt. Eine Schicht ist der gleichfalls am Orte liegenden Stappbäckerei zugeteilt. Sie backt also weiter, während eine andere Partie mit der gründlichen Reinigung der Cefen, Cefen, Zelle beschäftigt ist. Die Cefen werden gründlich abgewaschen und eingestrichelt. Jedenfalls sieht man den Cefen die Strapazen durch Belgien nicht mehr an. Es fehlt nur noch der weiße Kakaostrich. Der Rest der Mannschaft ist mit Aufstreichen und Zerhacken von Holz beschäftigt, das naturgemäß jetzt auch schon knapp wird. Zum Teil freist er, geführt von einem Oberbäcker, der sich auf der Germania vor die nötigen sachmännischen Kenntnisse erworben hat, durch Felber und Wälder und sammelt alles Eisen, Blechböfen und Säcke. Ja, ja, man entwickelt sich im Kriege.

In der Landwirtschaft regt es sich jetzt mit Macht. Alle die durch die Periode des Stillstehens freigewordenen Kräfte, Menschen und Pferde, sind hier tätig. Die großen Getreidevorräte, die noch in den Weiden liegen, hauptsächlich Weizen, werden ebenso wie die weichen Schöpschen ausgebeizt. . . . Noch vorhandene Mischsäcke dürfen nicht geschleudert werden; die Milch wird den Feld- bzw. Kriegslazaretten zur Verfügung gestellt. Auf allen Feldern steht man jetzt Soldaten mit Pflügen, Aufnehmen der Rüben und sonstigen landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Der Endzweck bei diesen Arbeiten ist ja immerhin der, dem Vaterlande zu nützen. Anders gestaltet sich die Sache jedoch, wenn es sich um Zuckergärten handelt. Es scheint mir die Instandhaltung durch Soldaten denn doch keineswegs so notwendig zu sein.

Die Industrien für Tuche und Ausstattungsgegenstände scheinen mit ihren Beständen gründlich aufzukommen. Die Ausstattungen werden nämlich immer mannigfaltiger. Einige der Formationen führen russische Feldmägen mit sich, die aber primitiver eingerichtet sind als unsere. Unter den Neugekommenen trotz ich unter anderen auch den ältesten Sohn unseres alten Parteigenossen A. W., der damit jetzt drei Söhne vor dem Feinde hat.

Auf das Pferdmaterial wird natürlich die größte Sorgfalt verwendet, damit die für die Seuchenverbreitung so günstige Frühjahrszeit möglichst ohne Mährnisse überstanden wird. Sind die Strapazen gegenwärtig auch nicht so groß, so werden dafür auch die Desinfektionen knapper. Auch Kaufstrich ist schwierig zu beschaffen. Die Versuche, mit Häckselmaschinen klein geschnittene Rüben zu verfüttern, stößen bei unseren Rossen auf zähen Widerstand. Es wird wohl geräumter Zeit bedürfen, ehe sich die Tiere an diesen Nahrungswechsel völlig gewöhnen haben. Neue, wasserdichte Pferdebedecken, die über das ganze Pferd reichen, gelangen zur Einführung. Sie sollen jedenfalls die Tiere gegen die Einflüsse des hier so häufigen Regenwetters schützen. Fast tägliche Appelle mit den Pferden, teils mit, teils ohne Geschirr, unter Singausführung

Das allgemeine Bewußtsein floß und floß dahin wie ein breiter, murmelnder Strom, der hier und da einen interessanten Reihnam emporwirbelt, ein Ende mit sich trägt und wieder auf den Grund sinken läßt. Nur der Kandidat vermochte sich, als das Zeichen des Selbstwiderpruchs, das er war, immer an der Oberfläche zu halten; über ihn kam man nie hinweg. Dank Roge, der nicht schweigen konnte schlich das Gerücht bald in der Stadt umher, der Kandidat und seit anderer sei der Verführer Stines. Das erregte viel Unwillen, aber nicht auf den Herzen folgte wie ein Wellendämpfer die Geschichte von seinem Versuch, sich zu erhängen; dieser mißlungene Selbstmord wirkte verhältnißmäßig sowohl durch seine Komik wie als Ausdruck der Neue. Dazu kam seine Befehung, die jetzt allen offenbar war. Er schmückte jetzt nicht nur das Gotteshaus, sondern besuchte es auch jeden Sonntag mit seiner kranken Frau am Arm, und im Laufe eines kurzen Zeitraums ging er zweimal zum Tisch des Herrn. Eine Seele — und eine hohe Seele — war für die Gemeinde gewonnen, und niemand hielt sich für besüßigt, mit der Vorsehung zu rechten wegen der von ihr angewendeten Mittel.

Aber . . . jetzt gehörte der Kandidat zu diesen Leuten; es hatte ihn nicht länger das Verwegene an, das die Bewohner einer kleinen Provinzstadt stets demjenigen beilegen, der in religiöser Hinsicht einen Sonderstandpunkt einnimmt. Er war in Gefahr, alltäglich zu werden und von der Oberfläche zu verschwinden.

Da befrag er eines Tages etwas Selbstames: er nahm Stine ins Haus. Er machte kein Hehl daraus, daß es seine Absicht war, ihr volle Genugtuung zu gewähren und sie nach dem Tode seiner Frau zu heiraten; und alle in der Stadt waren darin einer Meinung, daß ihm das niemand hätte nachmachen können. Von diesem Tage an war er wieder obenan.

Karl amüsierte sich köstlich über diese Geschichten von dem Kandidaten und dem Abstimmenswirt. „So erreicht doch wenigstens etwas seine Bestimmung,“ äußerte er wohl in seiner alten ironischen Art. Aber es steckte lauter Gutmütigkeit dahinter.

Fern und freundlich klang es ihm ins Ohr. Wenn jemand zu ihm sprach; veräöhnend und dämpfend lag ein Lächeln zwischen ihm und allen anderen. Es war ihm unmöglich, sich in dem gleichen Maße wie früher zu ärgern oder an irgend etwas Anstoß zu nehmen, daß es ihm selber auffiel und er fast Angst bekam wegen dieser seiner Milde gegen alles und alle. Sich selbst sah er als Greis an, ein wenig zitternd und liebevoll lächelnd, bereit, nach allen Seiten Segen zu spenden. In solchen Augenblicken fürchtete er trotz den zunehmenden Kräften, seine Jugend verloren zu haben, und suchte vergebens nach etwas Galle auf dem Grunde seines Wesens.

(Fortf. folgt.)

Beranwortlicher Redakteur: Alfred Dielepp, Reußkolln. Für den

eines Koharsien, sichern vor Verwässerung und Ausbreitung etwaiger Krankheiten. Andererseits bringen diese Vorbeugungen eine starke Belastung der mit der Pflege der Pferde Betrauten mit sich. Man kann es daher verstehen, wenn letztere von diesen Dauerappellen keineswegs erheit sind. Unser Pferdebestand hat infolgedessen eine Vergrößerung erfahren als eine der requirierten belagerten Stuten ziemlich unerwartet ein Köhler bekommen hat. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß die ganze Kolonne und nicht zuletzt unser Leutnant lebhaften Anteil an den Mutterfreuden nehmen. Das Kleine ist schon photographiert worden. Vielleicht findet es noch Aufnahme in der „Woche“.

Die Zeit der Not läßt auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit in weit stärkerem Maße als sonst zum Ausdruck gelangen. Das Solidaritätsgefühl, das in jedem Menschen schlummert, erwacht. . . . Zum Schluß möchte ich nochmals anregen, ob es nicht möglich ist, den Truppen etwas mehr Zucker zuzuführen. Es ist viel auf den Nährwert des Zuckers hingewiesen worden. Der aber ruht schließlich auch nichts, wenn man ihn nicht hat. Es herrscht in Deutschland ja kein Mangel daran, und es könnte eine Abschließung in dieser suppenreichen Zeit nichts schaden. Vielleicht finden sich einige Liebesgabenleistungen, die dieser Anregung Rechnung tragen. Herzlichen Gruß! Curt D. E.

## Ein Italiener im „Hungerlande“.

Luigi Ambrosini, der Sonderberichterstatter der „Stampa“, hat es sich auf seinen Studienfahrten durch Deutschland mit Fleiß angelegen sein lassen, dem Ernährungsproblem, das ja auch für Italien dringend geworden ist, seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. „In Italien“, schreibt er, „brennt man begreiflicherweise vor Neugierde darauf, genau zu wissen, wie es in Deutschland in Sachen der Probantierungsfrage bestellt ist, wieviel Getreide die Deutschen noch auf den Speichern lagern haben, und was für eine Sorte unappetitlichen Zeugens eigentlich das berühmte K-Brot ist. Man spricht von Deutschland wie von einem blockierten Lande, wie von einer Festung, die, wenn sich der Krieg in die Länge zieht, ganz gleich, wie ihre militärische Lage ist, durch den Hunger zur Uebergabe gezwungen sein wird. Es sind wichtige Probleme, die hier zur Erörterung kommen, so ernste Fragen, daß ich es für angezeigt hielt, mich bei meinen Fahrten durch Deutschland mit ihnen ganz besonders zu beschäftigen. Ich habe mich bemüht, mich so eingehend zu unterrichten, daß ich meinen Landsleuten nicht nur Stimmungsbilder, sondern Tatsachen und einwandfreies Beweismaterial unterbreiten kann. Daß für Deutschland, und in höherem Grade noch für Österreich-Ungarn, die Getreideverfügung ein ausschlaggebender Faktor geworden ist, liegt in der Natur der Dinge. Hört doch plötzlich die Rasseinfuhr, deren Deutschland für seinen heimischen Bedarf benötigt, auf, und die geringen Mengen, die es nach dem Ausbruch des Krieges eingeführt hat, konnten für die Lösung des Problems kaum ernstlich in Frage kommen. Man denke doch, daß hier täglich die Mäuler von fast 70 Millionen Menschen gestopft werden müssen. Die Blockade oder, richtiger gesagt, die Blockadefolge Englands, hat bisher England mehr als Deutschland geschadet, das man in einen eisernen Ring einzuklamern oder erdrosseln wollte. Der Feil ist auf den Schänen zurückgeprallt, da ja Deutschland angeht dieser Drohung sich völlig im klaren darüber war, daß es in Sachen der Ernährung fortan nur auf sich selbst und die eigene Kraft angewiesen sei. Die Folge war, daß es entsprechende Maßregeln ergriff, die den englischen Aushungerungspolitikern einen kräftigen Strich durch die Rechnung machen. Für uns hat dieser deutsche Verteidigungsplan ein A. Aber das deutsche Oberkommando ist in der Lage, für dieses A eine Biffer einzustellen: die Beschlagnahme der gesamten Getreidevorräte in Deutschland. Die deutschen Behörden wissen heute genau, wieviel Getreide sie zur Verfügung haben, und da die Biffer der Bevölkerung gegeben ist, so handelt es sich nur darum, das Quantum, das jedem zusteht, mathematisch so zu berechnen, daß der Vorrat bis zur nächsten Ernte reicht. Deutschlands Feinde würden Millionen dafür bezahlen, wenn sie über das A dieser Geheimrechnung Klarheit erhalten könnten. Als ich Mitte Februar nach Deutschland kam, war die Brotfrage in Bayern noch nicht eingeleitet. Ihre Bekanntheit machte ich zuerst in Sachsen, und je mehr ich mich Berlin näherte, desto mehr kam mir zum Bewußtsein, wie glänzend die Brotverteilung organisiert und diszipliniert ist. In meiner Pension in Berlin bekam auch ich meine Brotkarte und wurde auf die übliche Nation gestellt. Und wenn ich im Restaurant einmal die Brotkarte vergessen hatte, so war ich unweigerlich gezwungen, der Beispieler des Brotes zu entgehen.“

Nachdem sich der Berichterstatter über die verschiedenen Arten des zum Verkauf gelangenden Kriegsbrottes geäußert und seinem Geschmack und seiner Befömmlichkeit alles Lob gespendet hat, fährt er fort: „Da in Deutschland alles wissenschaftlich und mathematisch aufgefäßt wird, so darf man damit rechnen, daß die Rechnung stimmt, und daß die Sparfamkeit und Enthaltsamkeit, die heute jeder einzelne in der Ernährungsfrage an den Tag legt, den Erfolg haben werden, daß Deutschland mit seinen Vorräten bis zur nächsten Ernte und darüber hinaus durchkommt. Für einen Ausländer, der heute in Deutschland reist, ist diese Beobachtung der Ernährungsdisziplin eines ganzen Volkes überaus interessant und lehrreich. Aber man denke nicht etwa, daß sich diese zu Hause geübte Sparfamkeit und Enthaltsamkeit auch in der Öffentlichkeit bemerkbar macht. In den Cafés, den Bierstuben, den Restaurants ipeist man genau so wie man bisher gespeist hat. Auch die Preise haben keine Erhöhung erfahren. Man hat es vorgezogen, dafür die Portionen etwas zu verkleinern. Hier in Berlin speziell ist man im Restaurant gut und reichlich zu Preisen, die denen der wertvolleren Restaurants in Turin, Mailand und Rom gleichkommen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich in einer unserer Zeitungen einen Bericht las, der die Schauerärm erzählte, ein in Berlin onfähiger Italiener habe geschrieben: „Hier stirbt man vor Hunger“. Mir ist nicht recht klar, zu welchem Zwecke derartige Erbeze erfunden werden, die dem Publikum eine ganz falsche Meinung von den Dingen heibringen müssen. Die Italiener, die sich einreden, daß Deutschland über kurz oder lang durch den Hunger zum Friedensschluß gezwungen sein wird, geben sich meiner Meinung nach einer lächerlichen Selbsttäuschung hin. In Frankreich und England weiß man nur zu gut, daß man auf einen raschen Kriegsschluß nicht zu hoffen hat. Man rechnet vielmehr dort mit der Fähigkeit eines Landes, dessen Widerstandskraft noch ungebrochen ist, und ich bin der Meinung, daß Italien gut tun würde, sich daran ein Beispiel zu nehmen.“

## Ueber die Entstehung der Tuberkulose.

Ueber die Entstehung der Tuberkulose haben unsere Anschauungen sich im Laufe der letzten zwei Lebensalter gründlich gewandelt. Bei den tuberkulösen Krankheitsprozessen, die ja nicht nur die Lunge, sondern auch viele andere Organe befallen, finden sich stets die eigentümlichen Tuberkeln, das sind eigentümliche hirseformige Knötchen, die aus einer geschlossenen Anhäufung von Rundzellen und Riesenzellen bestehen. Nach Rudolf Virchow hielt an der Anschauung fest, daß die Tuberkeln von dem dazu disponierten Organismus aus sich heraus erzeugt werden; speziell Skrofulose aber auch andere den Körper schwächende Krankheiten sollten ihn zur Erzeugung von Tuberkeln fähig und geneigt machen. Als Robert Koch im Jahre 1882 den Tuberkelbazillus entdeckte, wurde dieser als die einzige und ausschließliche Ursache der Tuberkulose angeprochen, und auch heute wird allgemein angenommen, daß es eine Tuberkulose ohne Tuberkelbazillen nicht gibt, wohl aber gibt es sehr häufig Tuberkelbazillen ohne Tuberkulose. Bei der überaus großen Verbreitung dieses Bazillus gerät er zweifellos sehr oft in unseren Organismus, ohne daß die geringste Störung dadurch verursacht wird. Denn der Tuberkelbazillus ist von einer außerordentlichen Widerstandsfähigkeit, er erträgt monatelanges Austrocknen und kann bis nahe an die Siedetemperatur des Wassers erhitzt werden, ohne daß er zugrunde geht, die Einwirkungen des Magen-saftes und der Säure schaden ihm nicht, auch Sublimat

Chloralkali, Kalziumlauge, Kreisel ihn nur schwer an. Häufig er empfindlich ist gegen Karbolsäure und gegen die Bestrahlung mit diffusen Tageslicht. Durch den getrockneten und zerhackten Auswurf der Lungenschwindlichen erfährt er eine solche Verbreitung, daß er an Orten allgemeinen Verkehrs im Staube gar nicht zu vermeiden ist und dort fast überall eingeatmet wird, ohne daß man sich irgendwie wirksam dagegen schützen könnte. Man nahm nun lange Jahre hindurch an, daß ein für die Tuberkulose empfänglicher Organismus auf solche Weise infiziert werden kann und dann von der Krankheit ergriffen wird. Aber durch die Forschungen der letzten Jahre ist man von dieser Annahme zurückgekommen, man hält es heute vielmehr für ganz sicher erwiesen, daß das Auftreten der Tuberkulose, ihr „klinisches Manifestwerden“, wie der Kunstausdruck lautet, in keiner irgendwie gesetzmäßigen zeitlichen Beziehung zu der Infektion steht. Experimentelle und epidemiologische Untersuchungen, statistische Erhebungen bei Sektionen und Untersuchungen bei Lebenden mittels der Tuberkulinprüfung haben einwandfrei ergeben, daß die Tuberkuloseinfektion bereits in der Kindheit stattfindet, daß mehr als 60 vom Hundert aller erwachsenen Menschen mit Tuberkelbazillen bereits in Verbindung gekommen sind. Und zwar gilt dies keineswegs bloß für die ärmeren Schichten der Bevölkerung, sondern ebensowohl für die Wohlhabenden. Wenn dann der Körper durch außergewöhnliche Anstrengungen, durch Erschöpfungen und Darmfatale, durch mangelhafte Ernährung geschwächt wird, Erscheinungen, die bei der ärmeren Bevölkerung naturgemäß stärker auftreten als bei der wohlhabenden, so kann es leicht zum Ausbruch der offenen Tuberkulose kommen.

Für diese Auffassung vom Wesen der Tuberkuloseinfektion bilden die Erfahrungen, die gegenwärtig im Feldzuge gemacht werden, einen geradezu experimentellen Beweis, denn zuweilen tritt die Erkrankung in Fällen ein, in denen eine unmittelbare neue Ansteckung absolut ausgeschlossen ist. Diese Auffassung behält aber auch wiederum die tröstliche Anschauung von der Selbstheilung der Erkrankung, wenn die den Körper schwächenden und seine Empfänglichkeit für die Tuberkelbazillen verursachenden Momente beseitigt werden.

## Kleines Feuilleton.

### Seesterne, die auf die Jagd gehen.

Welcher Besucher eines Aquariums hätte nicht schon jene seltsamen Geschöpfe der Tiefseefauna bestaunt, die Stachelhäuter, die unter dem Namen der Seesterne bekannt sind. Diese Meerestiere nähren sich von Schnecken und Muscheln, von Würmern, Krustentieren, kleinen Fischen und Seealgeln. Aber über das Wie ihrer Ernährung weiß der Laie recht wenig. Die Arten mit breiter Mundschleife, die sich im Mittelpunkt des eigenartigen Lebetwens auf der nach abwärts gekehrten Seite öffnen, führen ihre Beute direkt durch das große Maul in den Magen, verdauen dort die Weichteile und geben die unverdaulichen Hartteile durch das Maul wieder von sich. Noch seltsamer ist die Nahrungsaufnahme aber bei den Arten, deren kleine Mundöffnung die Aufnahme größerer Beute unmöglich macht. Diese stillen ihren Magen um, so daß er nach außen tritt, umhüllt damit die Beute und überdeckt sie mit verdauendem Sekret. Darin schlürfen sie die flüssig gewordene Nahrung ein, wozu mehrere Stunden gehören. Allerdings sind nicht alle Seesterne den Seefischen gegenüber völlig hilflos. V. Bauer berichtet nach einem Referat in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“, daß Herzmuscheln vor Seesternen dadurch fliehen, daß sie ihren Fuß weit herausschleppen, fingerförmig nach unten krümmen und sich mit einer kräftigen Bewegung vom Boden abheben, wodurch sie sich ziemlich weit fortbewegen. Der Seesterne geht hinter diesen Tieren hauptsächlich auf die Jagd; er verfolgt sie mit erhobenen Krampfen und zwar in unregelmäßigen Zickzackstrichen, denen eine gewisse Sicherheit innewohnt, indem der Seesterne seine Bewegungsrichtung den Fluchtversuchen der Muscheln anpaßt. Der Ausgang der Jagd hängt natürlich von verschiedenen Umständen ab. Eine andere Schnecke, der der Seesterne nachstellt (*Nassa reticulata*) versteht es, mit Hilfe ihres Fußes sich derart vom Boden fortzuschleppen, daß sie mehrere Purzelbäume hintereinander schießt und zwar so rasch, daß man die einzelnen Phasen nicht recht verfolgen kann. Bauer stellte hierbei fest, daß die eigenartige und bei einer Schnecke gewiß überraschende Fluchtbewegung nur dann zustande kommt, wenn die Schnecke direkt vom Seesterne berührt wird; jedenfalls ist es ein von der Haut des Seesternes ausgehender Reiz, der die lebhafteste Purzelbaumbewegung auslöst.

### Riesige Schneeflohen.

Ueber besonders große Schneeflohen berichtete D. Baskin in der „Meteorologischen Zeitschrift“. Am 10. Januar 1915 gegen 4 1/2 Uhr trat in Berlin ein kurz dauernder Schneefall ein, der neben Flohen vor gewöhnlicher Größe auch solche von beträchtlichen Dimensionen lieferte. Zahlreiche Schneeflohen wiesen einen Durchmesser von 8–10 Zentimeter auf, und diese fielen nicht nur schneller wie die kleinen Flohen, sondern sie wirkten auch nicht in dem gleichen Maße durcheinander, schlugen vielmehr eine regelmäßiger gestaltete Bahn ein. Ihre Form war meist diejenige einer runden oder ovalen Schüssel, deren Rand nach aufwärts gebogen war. Sie schaukelten zwar im Winde hin und her, doch ließ sich niemals ein völliges Umkippen beobachten, ras die sonstige Seite nach unten gebracht hätte. Die Temperatur lag nur wenig über dem Gefrierpunkt. Ueber ähnliche Beobachtungen konnte auch bereits 1887 in der „Meteorologischen Zeitschrift“ berichtet werden.

### Notizen.

— Theaterkritik. In der Volkshöhne kann das isländische Schauspiel „Berg Gvind und sein Weib“ nur noch viermal gespielt werden, und zwar am 9., 11., 15. und 20. d. M. — Die beiden nächsten Pariser-Vorstellungen im Deutschen Opernhaus finden Sonntag, den 11. und Dienstag, den 18. April statt.

— Deutsche Musik in Frankreich. Nach einer im „Matin“ besprochenen Umfrage, hat der Krieg die Nachfrage nach deutscher Musik kaum beeinträchtigt. Beethoven, Chopin, Bach, Mendelssohn u. a. werden ebenso stark wie vorher gekauft. Auch Wagner, der von den Bühnen abgeleitet wurde, erhielt sich in der Gunst des französischen Publikums fast vollständig. Der hier und da beobachtete, verminderte Verkauf seiner Werke hängt zweifellos nur damit zusammen, daß Anfang 1914 nach Freigabe seiner Werke der Markt durch billige Ausgaben gesättigt war.

— Der Kobzar. „Kobza“ nennt der Ukrainer ein Art Gitarre und Kobzar den fahrenden Sänger, dessen Heldenlieder dieses Saiteninstrument begleitet. Der Nationaldichter Schewtschenko hat seiner historischen Gedichtsammlung den Titel „Kobzar“ gegeben. Und dieses in Rußland streng verbotene Buch zu erleben, drängten sich die ukrainischen Soldaten und Offiziere des Jaren in den ukrainischen Buchhandlungen Ogalajens und der Bulowina. Die Kommandobehörden ordneten daraufhin die Schließungen der Buchhandlungen und die Konfiskation der Gedichte an. So fanden noch mehr Exemplare ihren Weg zu Schewtschenkos unterdrückten Landsleuten!

— Wasserwerkanlagen in Italien. Während Europa vom Lärm der Waffen widerhallt, ist in seinem äußersten Süden, fast unbemerkt von der großen Öffentlichkeit, die Apulische Wasserleitung fertiggestellt worden. Dieses Bauwerk ist zurzeit das größte Wasserwerk der Welt und verlorgt nicht weniger wie 268 Gemeinden der ganzen Südoeste der italienischen Halbinsel mit Wasser.

— Eine stille Ausstellung. Die Panama-Ausstellung in San Francisco wurde am 21. Februar d. J., wie beabsichtigt, eröffnet. Die offiziellen technischen Fachzeitschriften der kriegsführenden Länder berichten darüber fast nichts, es ist auch über die Beteiligung der gemeldeten europäischen Staaten wenig zu erfahren. Voraussetzlich und infolge des Kriegszustandes wird die ganze Ausstellung erheblich eingeschränkt sein.

Inseratenteil verantw.: Th. Glöde, Berlin, Druck u. Verlag: Borntrögers Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.